

B

Bayern, die

Elvira Glaser

Die Bayern und ihr Dialekt. Ein [pro'ekt].

Die Bayern*, für ihre Individualität bekannt, erweisen sich in vielfacher Hinsicht auch als sprachwissenschaftlich interessant und relevant. Mit Johann Andreas Schmellers bahnbrechenden grammatischen und lexikographischen Arbeiten hat sich die bayrische Dialektologie – sachlich, aber auch personell – schon einmal einen bleibenden Platz in der Linguistik gesichert. In seinem Mundartwörterbuch des gesamten damaligen Königreichs Bayern hat Schmeller sich zwar auf die altbayrischen Mundarten konzentriert, aber doch auch Schwäbisches und Fränkisches, Rheinfränkisches eingeschlossen, festgehalten. Das mag aus heutiger linguistischer Sicht etwas merkwürdig anmuten und als Ausdruck des notorischen Staatsbayerntums angesehen werden, das innerstaatliche Homogenität, aber meist auf der Basis des Altbayrischen, suggeriert. Andererseits könnte es auch sein, dass gerade die auf der wissenschaftlichen Dialekteinteilung basierende Perspektive auf die Einzeldialekte existierende Gemeinsamkeiten mit Nachbardialekten übersieht und sich insofern auch der Schmellersche Ansatz einer gemeinsamen Betrachtung als gewinnbringend erweist. Zwar würde das Bairische durch solche Gemeinsamkeiten etwas an Einzigartigkeit einbüßen, es bestünde aber immerhin die Chance, darin einen Beleg für die Ausstrahlungskraft des Bairischen auf seine Nachbardialekte zu finden, was wiederum die herausragende Stellung des Bairischen im Dialektkontakt dokumentieren würde. Insofern wäre dem Bairischen weiterhin der gebührende Platz eingeräumt.

Zumindest aus jüngster Zeit sind die Ausstrahlung des Bairischen und die Ausbreitung bairischer Merkmale in das Schwäbische hinein eindeutig nachweisbar. Manfred Renn hat in verschiedenen Publikationen Beispiele von der Phonetik über die Morphologie bis zur Lexik zusammengestellt (vgl. Renn 1994 u. a.). Es sei hier nur an die charakteristische Verbalendung *-s* der zweiten Person Plural erinnert (*ees/ia kemts* ‚ihr kommt‘), die sich beständig nach Westen ausbreitet. Aber schon im Mittelalter lässt sich der Einfluss des Bairischen auf das Schwäbische in Augsburg zumindest im Hinblick auf die Schreibung feststellen, wenn etwa die nhd. Diphthongierung in Augsburg früher als in anderen schwäbischen Gegenden erscheint oder das Verb *gehen* teilweise schon früh mit

dem östlichen *ē*-Vokalismus auftritt. Die Diskussion der Ausbreitung bairischer Merkmale in den benachbarten Dialekten ist mit der mittlerweile weit verbreiteten Theorie, dass zwischen Bairisch und Alemannisch im Frühmittelalter kein wesentlicher Unterschied vorliege und nicht von verschiedenen Stämmen, sondern von einer gemeinsamen Wurzel auszugehen sei, nicht inkompatibel, da wir hier von ganz anderen Zeiträumen sprechen.

Im Folgenden sollen einige der bekannten Kennmerkmale des Bairischen insbesondere im Hinblick auf ihren Alleinstellungscharakter gesichtet werden und dabei der Frage nach einer möglichen Diffusion bairischer Merkmale in die Nachbardialekte nachgegangen werden. Die berühmten Kennwörter lasse ich hier ganz ausser Acht und konzentriere mich auf grammatische Charakteristika, die eventuell als bairische Neuerungen anzusprechen sind. Damit soll natürlich ein Vorkommen in anderen, nicht unmittelbar benachbarten Dialekten nicht ausgeschlossen werden, da auch mit allgemeinen Tendenzen und Polygenese zu rechnen ist.

dees wenn-e kànn! ‚Wenn ich das könnte!‘ (emphatische Topikalisierung): Die Voranstellung topikalierter Elemente vor die Konjunktion ist eine grammatische Erscheinung des Bairischen, die in den letzten Jahren mehrfach hinsichtlich der grammatischen Struktur behandelt wurde. Es erlaubt dem intonatorisch wenig flexiblen Bairischen eine Hervorhebung durch Wortstellung, was m. E. ein Gegenstück in der Positionierung der Partikel *àà* ‚auch‘ am rechten Rand findet, bei der ebenfalls Emphase im Spiel ist (*fāi schōō òiss Guade-àà!* ‚Alles Gute natürlich, glauben Sie mir!‘ o. Ä.). Ein vergleichbarer Gebrauch von *àà* ist nach Glaser (1998) auch im Oberfränkischen und zumindest im östlichen Schwäbischen belegt, wobei eine systematische Erhebung noch fehlt. Ähnlich gilt das eben auch für die Emphatische Topikalisierung, die nach Sperschneider (1959) über Oberfranken hinaus bis ins Thüringische hinein gilt. Zur Verbreitung der Konstruktion im Schwäbischen gibt es keine genaueren Daten. Den Gebrauch im östlichen Bayerisch Schwaben kann ich zumindest bestätigen. Er reicht bis in die regionale Hochsprache und lässt sich etwa in Universitätsveranstaltungen nachweisen (*Den Vokal a wenn wir nehmen, ...*).

dees is fāi schēē! ‚das ist schön, da gibt es keinen Zweifel‘ o. Ä. Vergleichbares lässt sich auch zur Verbreitung der Abtönungspartikel *fāi* sagen, die eines der bekanntesten mit dem Bairischen verbundenen lexikalischen Elemente überhaupt darstellt. Der Gebrauch der Partikel ist nach Glaser (1999) in einer vergleichbaren Funktion aber sowohl im nördlich angrenzenden Ostfränkischen bis hinein ins Obersächsische belegt als auch im angrenzenden Schwäbischen (über Bayerisch Schwa-

ben hinaus mit unklarer Westgrenze). Auffällig ist, dass das Bairische in Österreich nur in den westlichen Randregionen (ausser Vorarlberg) die Partikel kennt, was auf eine relativ späte Herausbildung deutet.

Für die drei besprochenen Merkmale lässt sich trotz einiger Unterschiede im Einzelnen eine ähnliche Grundkonstellation erkennen. Ihre Verbreitung nach Norden und Westen über das Bairische hinaus in die angrenzenden Dialektgebiete, insbesondere das Ostfränkische, macht das (Mittel-)Bairische als Kerngebiet der Innovationen plausibel, zeigt aber gleichzeitig, dass es eben keine singulären Alleinstellungsmerkmale sind.

Gib a Rua! ‚Gib Ruhe‘: Zu der Gruppe grammatischer Besonderheiten lassen sich noch zwei Erscheinungen aus dem Bereich der Nominalphrase stellen. Zum einen geht es um den Gebrauch des Indefinitartikels bei Massennomina, wie in dem genannten Beispiel. Dieser Gebrauch ist wiederum im Westen bis tief ins Schwäbische hinein und nördlich anschließend im Ostfränkischen belegt. Geographisch stärker eingeschränkt ist nach Glaser (1993) die Verwendung des Indefinitartikels in partitiv-anaphorischem, pronominalem Gebrauch, insbesondere im Plural, da letzteres die Existenz einer morphologischen Pluralform voraussetzt (*hòst òa gfangd?* ‚Hast du welche gefangen?’), was nur in einem Teilgebiet des Ostfränkischen und Ostschwäbischen der Fall ist. Gerade deshalb erweist sich auch hier mit grosser Wahrscheinlichkeit das (Mittel-)Bairische als Kerngebiet der Innovation, die an einer morphologischen Voraussetzung ihre Grenze findet.

wiasd moansd ‚wie du meinst‘ (flektierte Konjunktionen): Vereinfacht gesagt, d. h. ohne auf vorhandene Unterschiede bei den betroffenen Konjunktionen und grammatischen Personen einzugehen, lässt sich dieses Phänomen in gleicher Weise wie im Bairischen auch im Ostfränkischen bis an die Ränder des Thüringischen (*Bavaria thuringica*) einerseits und in räumlichem Kontinuum bis ins Obersächsische/Schlesische andererseits finden. Dagegen kommt das Phänomen im Westen laut ‚Sprachatlas von Bayerisch Schwaben‘ (2003: Karte 382) praktisch nicht über die schwäbisch-bairische Grenze hinaus. Dieses Raumbild deutet nicht unbedingt auf eine Entstehung im Bairischen, schliesst das aber auch nicht völlig aus. Zusammen mit der Tatsache, auf die schon Oskar Weise (1907) hingewiesen hatte, dass nach Ausweis des nösnischen ‚Kolonialdialekts‘ die Flexion von Konjunktionen schon im hohen Mittelalter im Westmitteldeutschen bestanden haben muss, könnte man aber doch auch an einen Reliktraum denken. Das entspricht allerdings keiner mir bekannten dialektysyntaktischen Konstellation. Am ehesten ist also doch mit Polygenese zu rechnen, zumal die Verbreitung sogar über das deutsche Sprachgebiet hinausgeht. Von den besprochenen Charakteristika ist die

Flexion der Konjunktionen also am wenigsten mit dem Bairischen zu identifizieren. Es scheint eher, dass sich das Bairische hier einem grösseren Raum anschliesst.

Weitere grammatische Eigenschaften, die ich intuitiv ebenfalls dem Bairischen speziell zuschreiben möchte, lassen sich schwerer fassen. Dazu gehört etwa der Komplex der Infinitivanschlüsse, die im Bairischen nur eingeschränkte Verwendung finden und denen eine Reihe verschiedener Konstruktionen, etwa *dass*-Sätze, aber auch substantivierte Infinitive, etwa beim ohnehin seltener verwendeten Phasenverb *anfangen* (*Wenns s Schnaim öfangd miassma gëë* ‚Wenn es zu schneien anfängt, müssen wir gehen‘) entsprechen. Von verschiedenen Autoren wird eine Infinitivfeindlichkeit konstatiert, die von der Jubilarin im Hinblick auf mit *zu* eingeleitete Infinitive überzeugend differenziert wurde (vgl. Donhauser 1989b). Solange die verschiedenen Anwendungsbereiche aber für die Nachbardialekte nicht geprüft sind, kann man kaum über die intuitive Einschätzung eines selteneren Gebrauchs im Bairischen hinausgelangen. Erst im Vergleich liesse sich die Individualität des Bairischen erkennen. Ähnliches gilt auch für die Konstatierung einer Abneigung gegen nicht-agentivische Subjekte, wie etwa *mi hòòds gschmissn* statt *ich bin hingefallen*. Hier liegen sicher konservative Strukturen, wie in *mia is kòid* ‚mir ist kalt‘, zugrunde, die möglicherweise in grösserem Umfang als in anderen Dialekten ausgebaut wurden.

Abgesehen von einigen konservativen Strukturen haben wir also Hinweise für das Bairische als Innovationsraum gefunden, dessen Strahlkraft unzweifelhaft zumindest auf die im Staatsverband eingeschlossenen Gebiete Bayerisch Schwaben und Franken wirkt. Die angenommenen Diffusionsvorgänge dürften aber älter sein. Aus der Geschichte gibt es ein markantes Gegenbeispiel gegen das Szenario der Ausbreitung bairischer Merkmale auf umgebende Dialekte: Während Nürnberg ursprünglich als bairisch gilt, weicht das Bairische in der frühen Neuzeit dem Ostfränkischen. Diese Einordnung beruht aber auf rein lautlichen Kriterien und müsste hinsichtlich der morphosyntaktischen Gegebenheiten erst noch auf eine Bavaria submersa hin geprüft werden.

Leider sind die systematischen dialekt syntaktischen Erhebungen, wie sie für Niederbayern mit Karin Donhausers Unterstützung unternommen wurden, im Gesamtprojekt [pro'ekt] [O-Ton] des Bayerischen Sprachatlas nicht weitergeführt worden. Das weiterhin bestehende Desiderat einer systematischen Erfassung ausgewählter grammatischer Variablen in den deutschen Dialekten, die es erlauben würden, den Platz einzelner Dialekte mit grösserer Sicherheit zu verorten, ist nicht nur für alle Bayern bedauerlich. Sicher jedenfalls für Karin Donhauser, die sich immer stark

gemacht hat für die Berücksichtigung dialektaler Daten in der Grammatiktheorie und Typologie, wobei ich unsicher bin, ob ich davon ausgehen kann, dass sie sich mit dem generischen Maskulinum *Bayer* überhaupt angesprochen fühlt. Oder zieht sie etwa die Bezeichnung *Bayerin* vor? Ich schliesse hier noch einige Überlegungen zu einem spezifischen Bezeichnungsproblem an, auf das ich auffällig oft im bairischen Sprachraum gestossen bin. Es geht hier nicht – oder zumindest nicht nur – um die allgemeine Problematik des generischen Maskulinums mit Bezug auf eine konkrete weibliche Person (*Bistu a Baier?*), was Muttersprachler des Bairischen nach meiner Wahrnehmung weniger störend empfinden als ich (mit rheinpfälzischem Hintergrund). Zusätzlich lässt aber die standardsprachliche Bezeichnung *Bayerin* schnell eine Assoziation zur dialektal entrundeten Aussprache der Berufsbezeichnung *Bäuerin* entstehen, die sich kommunikativ störend auswirkt. Damit stimmt jedenfalls überein, dass sich die Formel *Bayern und Bayerinnen* um ein Vielfaches seltener nachweisen lässt als etwa *Schweizer und Schweizerinnen*. Gibt man bei Google die Formel *Bayerinnen und Bayern* ein, kommt bemerkenswerterweise die Frage zurück „Meinten Sie: ‚Bäuerinnen und Bayern?‘“ Zum anderen stellt sich bei dem Versuch, eine eindeutig dialektale Form der Herkunftsbezeichnung zu verwenden, heraus, dass eigenartigerweise auch eine solche Bildung Probleme aufwirft: *Boarin? Die Lehrerin, die Freundin, Mentorin* u. ä. sind dagegen unauffällige Movierungen, deren Anwendung keine Probleme bereitet – jedenfalls keine sprachwissenschaftlichen. Die *Boarin* mag aber schon deshalb kaum gebräuchlich sein, weil auch die Movierungsbasis im bairischen Sprachgebiet weit verbreitet nicht die sprachhistorisch erwartbare dialektale Lautung, sondern eine wohl schriftsprachlich beeinflusste aufweist: *Bayer* statt *Boar*. Jedenfalls vermerkt das WBÖ (II, 858) explizit diese schriftsprachlich-verkehrssprachliche Lautung, schweigt sich aber zu einer Femininbildung aus, während das BWB (I, 1532) die *Bayerin* zwar kennt, aber keine Angaben zu ihrer Aussprache macht. Lediglich für das Adjektiv wird dort die schriftsprachlich angelehnte Aussprache festgehalten. Schliesslich sei auch noch darauf hingewiesen, dass beim schwach flektierten *Bayern* anders als bei den oberflächlich identischen Herkunftsbildungen *Schweizer, Pfälzer, Berliner* etc. – unabhängig von der letztlich noch immer umstrittenen Etymologie – keine (stark flektierende) *er*-Ableitung vorliegt. Weiterhin geben die Bayern also etymologisch und morphologisch Rätsel auf.

Und trotz der langanhaltenden Beschäftigung mit dem Lautsystem des Bairischen schlummern auch hier noch ungelöste Probleme. Ein lohnenswertes [pro'ekt] wäre m. E. die Gleitlautreduktion, die ausser in

Hiatusposition auch postkonsonantisch den vorderen Gleitlaut in Fremdwörtern, wie z. B. in *Reakt(i)on*, *Famil(i)e*, *Fer(i)en*, *Ital(i)ener*, *Init(i)ative* etc., betrifft, aber auch den hinteren Gleitlaut in Wörtern wie *Sit(u)ation* und *Eval(u)ierung*. Einige meiner zahlreichen Hörbelege stammen von Karin Donhauser. Sie dokumentieren, dass die Erscheinung – wohl als Substrat aus dem Oberpfälzischen – bis in die regionale Hochsprache dringt oder vielleicht sogar in dieser besonders verbreitet ist (da es sich ja nicht um basisdialektalen Grundwortschatz handelt). Genauere phonetische Untersuchungen dazu, wie der reduzierte Gleitlaut die verschiedenen vorausgehenden Konsonanten beeinflusst, etwa palatalisiert [fe:r'en]?, wären äusserst wünschenswert, ebenso wie eine Ermittlung der m. W. bisher unbekanntem sprachgeographischen Verbreitung dieser und auch weiterer, die Silbenstruktur tangierender Assimilations- und Schwächungsprozesse, die sich dabei als Kennmerkmale des Bairischen herausstellen könnten, wo auch immer sie herkommen. Man muss ja nicht gleich an keltische Zusammenhänge denken.

* Der Einfachheit halber verwende ich die üblicherweise auf das Staatswesen bezogene Schreibung *ay*; lediglich, wenn eindeutig auf sprachlich-dialektale Fakten Bezug genommen werden soll, zur Verdeutlichung *ai*. Die Transkription der bairischen Beispiele orientiert sich an dem mir vertrauten zentralen Ost-Westmittelbairischen.